

DAS RECHTE MAß. DANIEL KEHLMANN'S „VERMESSUNG DER WELT“ ALS EIN BEISPIEL ZEITGEMÄßER SCHRIFTLICHKEIT¹

LUDWIG M. EICHINGER

1 Geschichten von Geschichten

1.1 Die Wahrheit fiktionaler Erzählungen

1.1.1 Das Romanhafte

Daniel Kehlmanns Roman „Die Vermessung der Welt“ ist bei weitem der erfolgreichste deutschsprachige Roman der letzten Jahre – seit mehr als einem Jahr nimmt er im Januar 2007 die vordersten Plätze in den Bestenlisten ein. Das mag in Anbetracht des Sujets, des Lebens zweier mehr oder minder unterhaltsamer Naturwissenschaftler zu Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts, verblüffen und hat mehr als einen Grund. Einer darunter und nicht der letzte ist aber sicherlich die Art und Weise, wie hier erzählt wird, der Stil, ja im engsten Sinn, die Sprache des Buches.

Was heißt das?

Man merkt es zunächst gar nicht, aber von allem Anfang an macht uns das Buch auf vielerlei Weisen klar, dass es nicht nur in irgendeiner Weise Geschichten erzählt, sondern Geschichten von Geschichten.

¹ Der vorliegende Beitrag ist die schriftliche Fassung des Eröffnungsvortrags, gehalten anlässlich der Tagung *La giovane germanistica italiana* an der *Università di Pisa* (25.-26. September 2006).

Und so liest man zunächst – noch nicht verstrickt in das gesamte Geschehen – die folgende beiläufige Bemerkung von Gauß lediglich als einen weiteren Beleg für den misanthropischen Charakter des einen unserer beiden Helden:

- (1) Seltsam sei es und ungerecht, sagte Gauß, so recht ein Beispiel für die erbärmliche Zufälligkeit der Existenz, daß man in einer bestimmten Zeit geboren und ihr verhaftet sei, ob man wolle oder nicht. [...]. Sogar ein Verstand wie der seine, sagte Gauß, hätte in frühen Menschheitsaltern oder an den Ufern des Orinoko nichts zu leisten vermocht, wohingegen jeder Dummkopf in zweihundert Jahren sich über ihn lustig machen und absurden Unsinn über seine Person erfinden könne. (Kehlmann 2005, S. 9)

Aber eigentlich: vielleicht gibt es noch Grund für unsere Hauptperson darüber zu rasonieren, welche Beschränkungen ihr auferlegt seien, bloß weil er zu einer gewissen Zeit gelebt hat. Es ist aber ganz unklar, warum sie darüber rasonieren sollte, dass man in zweihundert Jahren Unsinn über seine Person erfinden könne. Er wäre unklar, befänden wir uns nicht in einem Roman und wäre die Entstehungszeit dieses Texts nicht zweihundert Jahre nach der erzählten Zeit dieses Romans. Und auch die Erwähnung des Orinoko, die hier nur als allgemeine Qualifikation des Exotischen erscheint, wird eine weitaus konkretere Rolle im Text spielen – der Orinoko ist ein zentraler Ort in der großen Entdeckungsreise Alexander von Humboldts nach Amerika, von der unsere Erzählung berichten wird. So treten die Figuren der Geschichte, ohne das zu wollen, während sie in der Geschichte agieren, gleichzeitig aus ihr heraus, auf eine den eigenen literarischen Ort reflektierende Metaebene. Unser Autor erzählt uns also nicht Geschichte und

auch nicht nur Geschichten, sondern Geschichten über Geschichten. Dass das so ist, bemerken wir erst im Verlaufe der Erzählung. Und so finden wir immer einmal wieder skeptische Bemerkungen zur Wahrheit von Geschichten in der Literatur:

- (2) Romane, die sich in Lügenmärchen verlören, weil der Verfasser seine Flausen an die Namen geschichtlicher Personen binde. Abscheulich, sagte Gauß. (Kehlmann 2005, S. 221)

Nun, auf Seite 221 des Romans wissen wir bereits, dass wir uns in einem solchen befinden; da wir aber nicht annehmen wollen, dass sich unser Autoren-Ich nicht so völlig selbst relativieren will, sind wir in vielfache Meta-Zweifel geworfen. Ganz offenkundig sind Mittel der Selbstreflexivität ein zentrales Merkmal des Stils dieses Textes. Das ist vielleicht deswegen besonders auffällig, und war für manche Lese irritierend, weil die beiden Hauptakteure historische Figuren sind, und zwar nicht nur irgendwelche historische Figuren, sondern Ikonen der deutschen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte.

1.1.2 Leben und Geschichten

Wir stoßen zunächst auf Carl Friedrich Gauß (1777-1835), das klassische Mathematikgenie der deutschen Wissenschaftsgeschichte, und wir werden auch auf alle einschlägigen Anekdoten treffen. In der Wirklichkeit des Romans begegnen wir gleich in der ersten Szene des Romans einem schlechtgelaunten Gauß, der von seiner versammelten Familie dazu gebracht wird, zum Naturwissenschaftlerkongress nach Berlin zu reisen. Die Familie, mit der wir es in dieser Szene zu tun haben, hat von den historischen Originalen viel geerbt, sowohl die zwei-

te Ehefrau wie der Sohn Eugen, wie ein Vergleich mit den biographischen Befunden zeigt^{II}. Gauß, der nörgelnde Familienmensch aus einfachen Verhältnissen und von so beunruhigender wie selbstverständlicher Genialität, das wird der eine Pol des in diesem Buch Erzählten sein. Auf der anderen Seite steht der reiche und gebildete Alexander von Humboldt (1769-1856), das Beispiel für das aus der deutsche Klassik erwachsene Individuum, in persönlicher Askese und wissenschaftlichem Eigensinn – eigentlich ja ein Autor dicker Bücher, aber wie uns der Autor über Daguerre – der die Humboldts in der historischen Realität noch fotografiert hat – mitteilen lässt, nicht unbedingt ein Erzähler:

- (3) Sein lange erwarteter Reisebericht habe das Publikum enttäuscht: Hunderte Seiten voller Messergebnisse, kaum Persönliches, praktisch keine Abenteuer. Ein tragischer Umstand, der seinen Nachruhm schmälern werde. Ein berühmter Reisender werde nur, wer gute Geschichten hinterlasse. Der arme Mann habe einfach keine Ahnung, wie man ein Buch schreibe. (Kehlmann 2005, S. 239)

Auch hier ein Lob des Geschichtenerzählens, wenn auch ein durchaus vergiftetes – sind die von Daguerre vorgetragenen Wünsche noch seriös? Wollen wir lieber ihm glauben oder dem seiner Sendung ohne persönliche Rücksichtnahme verbundenen Alexander von Humboldt? Aber diese Überlegungen stellen sich uns erst weit gegen Ende des Romans, wenn unsere beide Helden, nachdem wir Einiges von ihren Erfahrungen wissen, bei Gelegenheit der in der ersten Szene ange-

^{II} „Am 4. August 1810, erfolgte die Heirat mit Friederica ‚Minna‘ Wilhelmine, geb. Waldeck (* 1788, † 1831). Die Ehe war nicht sehr glücklich, und die beiden hatten drei Kinder: Eugen (* 29. Juli 1811, † 1896), der die Rechte studierte und später nach Amerika auswanderte, um dort als Kaufmann zu leben [...]“ (*Carl Friedrich Gauß*. In: http://www.biologie.de/biowiki/Carl_Friedrich_Gau%C3%9F).

sprochenen Konferenz, in Berlin zusammengekommen sind, Gauß, das Kind kleiner Leute, der sich in seiner Genialität und Eigenwilligkeit einen Platz in der Welt der Wissenschaft geschaffen hat, und bei aller Eigenwilligkeit doch die anderen Menschen braucht, die Mutter, den Trost der erotischen Erfüllung. Der Ort seiner Wissenschaft ist sein eigener Kopf. Alexander von Humboldt, der aus dem Reagenzglas der preußisch-deutschen Klassik erwachsene Weltreisende und Experimentator, dem zwar kein erkennbar privates Leben, aber doch ein Gefährte seiner Abenteuer in der weiten Welt beigegeben ist. Es handelt sich um den französischen Arzt und Naturforscher Aimé Bonpland (1773-1858), der tatsächlich ja in den Ausgaben von Humboldts Reiseberichten als Mitreisender auf dem Titelblatt erscheint, und der auch sein Leben in der im Roman geschilderten Weise in Südamerika endet. Das gespaltene Verhältnis zwischen diesen beiden Partnern, die gemeinsam und doch auf recht unterschiedliche Weise die wildesten Abenteuer bestehen, hat offenbar seinen Grund in der historischen Wirklichkeit, schreibt doch von Humboldt in einem Brief vom 4.6.1799, in der Zeit der Vorbereitung der Expeditionsreise, die von 1799 bis 1804 dauern sollte, über seinen Gefährten, dessen botanische und medizinische Kenntnisse ihm zweifellos nützlich sein konnten:

- (4) „Ein französischer Botanist, Bonpland, ein guter Mensch, der mich aber seit sechs Monaten sehr kalt lässt, das heißt, mit dem ich ein bloß wissenschaftliches Verhältnis habe, begleitet mich“. (Humboldt 1989, S. 158) ^{III}

Ein etwas befremdlicher Briefausschnitt, unser Erzähler lässt aber seinen Bonpland bei Gelegenheit antworten: Humboldt und Bonpland machen sich auf zur Besteigung des Chimborazo, und für den Fall, dass ihnen etwas zustoßen sollte, schreiben sie auf Humboldts Veranlassung einen Abschiedsbrief für die Hinterbliebenen und, wie uns Humboldt sonstiges Verhalten lehrt, für die Nachwelt. Jedenfalls rät Bonpland in diesem Text folgendermaßen:

- (5) Inzwischen gehe es ihm besser, manche Tage seien schon fieberfrei, auch die Träume, in denen er den Baron Humboldt erwürge, zerhacke, erschieße, anzünde, vergifte oder unter Steinen begrabe, würden seltener. (Kehlmann 2005, S. 163)

Damit haben wir unsere Mitspieler, eigentlich zwei Helden der aufkommenden Naturwissenschaft ebenso wie der entstehenden bürgerlichen Gesellschaft, die aber in allerlei Umstände verstrickt sind, die für mancherlei Geschichten gut sind. Geschichten, die nicht nur die Heldengeschichten sind, mit denen der von Humboldt des Romans an seinem Nachruf zu arbeiten bestrebt ist.

Ein Indiz dafür: auf der Orinokoreise werden von Humboldts Zehennägel von Sandflöhen befallen. Das darf nicht sein:

- (6) Er habe, sagte Humboldt, viel über die Regeln des Ruhmes nachgedacht. Einen Mann, von dem bekannt sei, daß unter seinen Zehennägeln Flöhe gelebt hätten,

^{III} In einem weiteren Brief aus dieser Zeit taucht Bonpland als „ein sehr guter Naturalist“ (Humboldt 1989, S. 169), der ihn begleite, auf.

nehme keiner mehr ernst. Ganz gleich, was er sonst geleistet habe.
(Kehlmann 2005, S. 112)

1.2 Textualität und Intertextualität

1.2.1 Goethe

Es ist paradox, dass sich gerade von Humboldt, dessen Reise nur durch ihre geschriebene Vermittlung wirkt^{IV}, während der Oriniko-Expedition als ein Verächter der vielen Geschichten erweist, die von seinen einheimischen Begleitern erzählt werden – Welterklärungen eines antiaufklärerischen Musters mit fliegenden Vögeln, Geistern und Papageien, die in ausgestorbenen Sprachen reden. In einem intertextuellen Spiel mit der „klassischen Herkunft“^V wird in einem scheinbar poetischen Bezug die prosaische Art unseres Helden besonders deutlich. Der Bezugstext, um den es an dieser Stelle geht, ist eine der Ikonen der klassischen deutschen Dichtkunst, als Folie der Parodie im Text sei sie zuvor zitiert:

(7) Über allen Gipfeln

Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

^{IV} „Die Welt soll von mir erfahren. Ich müsste mich sehr irren, wenn ich ihr gleichgültig bin“ (Kehlmann 2005, S. 51).

^V „Von uns kommen Sie, sagte Goethe, von hier. Unser Botschafter bleiben Sie auch über dem Meer“ (Kehlmann 2005, S. 37).

Welche Rolle spielt dieser Text, der im Buch so nicht vorkommt? Eines Abends sitzt man auf der Orinokofahrt beisammen und man erzählt Geschichten, und letztlich wird auch Humboldt aufgefordert, etwas zu erzählen. Was tut er, der Verächter des Geschichtenerzählens?

(8) Geschichten wisse er keine, sagte Humboldt und schob seinen Hut zurecht, den der Affe umgedreht hatte. Auch möge er das Erzählen nicht. Aber er könne das schönste deutsche Gedicht vortragen, frei ins Spanische übersetzt. Oberhalb aller Bergspitzen sei es still, in den Bäumen kein Wind zu fühlen, auch die Vögel seien ruhig, und bald werde man tot sein.

Alle sahen ihn an.

Fertig, sagte Humboldt.

Ja wie, fragte Bonpland.

Humboldt griff nach dem Sextanten.

Entschuldigung, sagte Julio. Das könne doch nicht alles gewesen sein.

(Kehlmann 2005, S. 128)

In Prosa verwandelt – in deutsches Spanisch zudem – haben wir allenfalls die Kulissen zu einer Geschichte vor uns, das könne doch tatsächlich nicht alles gewesen sein^{VI}. Dass die Szenerie mit ihrem tödlichen – von Humboldt pragmatisch vereindeutigten - Ende nun auch noch mit dem Inventar von Wald, Vögeln und so weiter arbeitet, das untertags die gefährliche Reise begleitet hat, ist ein weiterer Dreh in den intertextuellen Verschränkungen dieser Stelle^{VII}.

^{VI} Zur Beliebtheit des Goetheschen Textes als Basis für Varianten s. Schmidt (1998, S. 99).

^{VII} Die Redeweise von Intertextualität („referentielle Intertextualität“; s. Sandig 2006, S. 105) wird hier wegen ihrer relativen Gängigkeit gewählt, auch wenn der Glaube an die Trennschärfe dieses Terminus im Feld der Textverweise gegen-

1.2.2 Klopstock

Die klassische Dichtung bietet auch an anderen Stellen jenen Boden, von dem der ablaufenden Handlung Grund gegeben wird. Darunter ist eine, von der Humboldt wohl gut hätte eine Geschichte erzählen können. Die Kindheit der Brüder Humboldt wird als ein – von dem folgenden von Kehlmann erfundenen Goethe-Zitat angestoßenes – Experiment dargestellt:

- (9) Ein Brüderpaar, antwortete dieser [= Goethe. L.E.], in welchem sich so recht die Vielfalt menschlicher Bestrebungen ausdrücke, wo also die reichlichen Möglichkeiten zu Tat und Genuß auf das vorbildlichste Wirklichkeit geworden, das sei in der Tat ein Schauspiel, angetan, den Sinn mit Hoffnung und den Geist mit mancherlei Überlegung zu erfüllen. Diesen Satz verstand keiner. (Kehlmann 2005, S. 19)

Wie auch immer, er dient dazu, dass Wilhelm von Humboldt eher „geisteswissenschaftlich“ erzogen wird und Alexander eher „naturwissenschaftlich“. Dabei scheint Alexander in diesem Modell nicht so gut zu funktionieren. Als eines Wintertags Wilhelm seinen jüngeren Bruder deshalb tadelt, kommen sie an einem Teich vorbei:

- (10) Der Teich war zugefroren. [...] Er habe ihm etwas mitzuteilen, sagte der Ältere. [...] Keiner von ihnen habe das Recht, sich gehenzulassen. Er zögerte einen Moment. Das Eis sei übrigens ganz fest.

Tatsächlich?

Aber ja.

Der Jüngere nickte, holte Luft und trat auf den See. Er überlegte, ob er Klopstocks Eislaufode zitieren sollte. Mit den Armen weit ausschwingend, glitt er

über seiner „postmodernen“ Hochzeit (vgl. Klein / Fix 1997; Linke / Nussbaumer 1997) inzwischen doch deutlich nachgelassen hat.

zur Mitte. Er drehte sich um sich selbst. Sein Bruder stand leicht zurückgebeugt am Ufer und schaute ihm zu.

Auf einmal war es still. Er sah nichts mehr, und die Kälte nahm ihm fast die Sinne. Erst da begriff es, daß er unter Wasser war. [...] Er tastete, und gerade als er keine Luft mehr hatte, sah er einen dunklen Fleck über sich, die Öffnung; er riss sich nach oben, atmete ein und aus und spuckte, das scharfkantige Eis zerschnitt ihm die Hände, er hievte sich empor, rollte sich ab, zog die Beine nach und lag keuchend, schluchzend da. Er drehte sich auf den Bauch und robbte auf das Ufer zu. Sein Bruder stand noch wie zuvor, zurückgebeugt, die Hände in den Taschen, die Mütze ins Gesicht gezogen. Er streckte die Hand aus und half ihm auf die Füße. (Kehlmann 2005, S. 24-25)

Die Eislaufode, so scheinbar beiläufig als Bestandteil der klassischen Bildung apostrophiert, sie hätte ihm helfen können, wenn man sich die einschlägigen Strophen ansieht:

(11)Der Eislauf

Vergraben ist in ewige Nacht
Der Erfinder großer Name zu oft!
Was ihr Geist grübelnd entdeckt, nutzen wir;
Aber belohnt Ehre sie auch?

Wer nannte dir den kühneren Mann,
Der zuerst am Maste Segel erhob?
Ach, verging selber der Ruhm dessen nicht,
Welcher dem Fuß Flügel erfand!

[...]

Sonst späht dein Ohr ja alles; vernimm,
Wie der Todeston wehklagt auf der Flut!
O, wie tönts anders, wie hallts, wenn der Frost
Meilen hinab spaltet den See!

Zurück! lass nicht die schimmernde Bahn
Dich verführen, weg vom Ufer zu gehn!
Denn, wo dort Tiefen sie deckt, strömts vielleicht,
Sprudeln vielleicht Quellen empor.

Den ungehörten Wogen entströmt,
Dem geheimen Quell entrieselt der Tod.
Glittst du auch leicht, wie dies Laub, ach, dorthin,
Sänkest du doch, Jüngling, und stürbst!

Sind nicht die nach dem Auslassungszeichen zitierten Strophen von Klopstocks Gedicht die Warnungen, die unser „Jüngling“ zu beachten gehabt hätte – er entkommt dem angedrohten Ende mit knapper Not. Aber auch der uns vielleicht etwas empfindsam naiv anmutende Beginn über den vergessenen Erfinder des Schlittschuhs, wenn man es so ironisch sagen möchte, hat seine intertextuelle Heimtücke. Wie uns die oben schon zitierte, Daguerre in den Mund gelegte Äußerung zeigt, ist eines der zentralen Themen der Humboldt-Geschichte unseres Romans das Problem des schwindenden Nachruhms oder anders gewendet, die Tragik dessen, der seinen eigenen Ruhm überlebt. Wir werden sehen, dass unser sonst so modalisierter Text zur Klärung der Tatsache, dass es hiermit ernst ist, sogar zum Indikativ der direkten Rede greift – und Humboldt spricht. Aber so weit sind wir noch nicht. Wie auch immer, in dem knappen Verweis auf die Eislaufode ist dieser Hinweis gut versteckt.

1.2.3 La Mettrie

Aber auch sonst weisen vor allem dem jungen von Humboldt Bücher den Weg, den er zu gehen oder auch zu vermeiden hätte. Bei Kants Schüler Marcus Hertz lernt er das Vertrauen auf Messung, im Freundschaftskult um dessen Frau Henriette lernt er Bücher kennen und schickt der damals 19jährigen Dame des Salons ein ihn faszinierendes Buch:

(12) Ein Buch, das ihr der jüngere geschenkt hatte, kam ungelesen zurück: *L'homme machine* von La Mettrie. Dieses Werk sei verboten, ein verabscheuungswürdiges Pamphlet. Sie bringe es nicht über sich, es auch nur aufzuschlagen. Das bedauere er, sagte der jüngere Bruder zum älteren. Es sei ein bemerkenswertes Buch. (Kehlmann 2005, S. 23)

La Mettrie, ein so freier Freigeist, dass er sich, aus Frankreich geflohen, nicht einmal in den Niederlanden halten kann, findet Schutz in Friedrichs des Zeiten Preußen – aber auch einen umstrittenen Tod. Was uns angeht, so hat das Buch und das Denken La Mettries zwei Aspekte, einerseits eine Mechanisierung des Weltbildes, die im unmittelbaren Kontext unseres Romans auch als Basis für Alexander von Humboldts naturwissenschaftliches Denken ausgeführt wird, und andererseits das Lob des Hedonismus und des Genusses, das sich, hier nicht unmittelbar zu erkennen, durch das ganze Buch zieht.

1.2.4 Galvani

Auch das nächste Buch, das uns explizit als intertextuelle Folie angeboten wird, wird uns zwar nicht der Bezugstext, aber dann dafür der

Roman selbst zwei Bezugsebenen anbieten. Es geht um Galvanis Experimente mit der Elektrizität:

(13) Zufällig stieß er auf Galvanis Buch über den Strom und die Frösche. [...] Humboldt beschloss, es herauszufinden. Er zog sein Hemd aus, legte sich aufs Bett und wies einen Diener an, zwei Aderlasspflaster auf seinen Rücken zu kleben. Der Diener gehorchte, Humboldts Haut warf zwei große Blasen. Und jetzt solle er die Blasen aufschneiden! [...] Weiter, sagte Humboldt, und mit seltsamem Schrecken wurde ihm klar, daß etwas in ihm Lust empfand. (Kehlmann 2005, S. 31-32)

Geschildert wird eine schmerzhafteste Prozedur, um die galvanischen Experimente nachzustellen. Wilhelm, dem Alexander das schildert, mahnt den Bruder, der Körper sei kein beliebiges Ding – man kann sich hier gut auf La Mettrie zurückverwiesen fühlen. Die Mühen im Sinne experimenteller Erkenntnis werden von der Anmutung einer „perversen“ masochistischen Lust überlagert^{VIII}. So ist denn der Mensch für den von Humboldt unserer Geschichte vielleicht eine Maschine, aber kein Tier, so dass in einer chiastisch zu lesenden Szene, auf die wir noch zurückkommen werden, „normale“ Sexualität von einem „perversen“ wissenschaftlichen Interesse überlagert wird, wobei die Qualifizierungen als normal und pervers die sind, die uns der Erzähler nahe legt^{IX}. Der seltsame Schrecken und die bedrohlichen erotischen Träume finden sich auch sonst in von Humboldts Vorberei-

^{VIII} Dass sie sadomasochistisch sein könnte, wird uns vielleicht bei der Episode mit dem Jagdverhalten der Krokodile gezeigt (s. Kehlmann 2005, S. 169).

^{IX} Man kann sich auch fragen, warum hier ein Bild Friedrichs des Zweiten, des Beschützers von La Mettrie, aber zur ausdrücklich als gelungen bezeichneten Karikatur eines Zwergs verunstaltet wird – und das gerade, wenn man verkürzend so sagen darf, von der reinen Sinnlichkeit.

tung auf seine wissenschaftliche Welt. Das passt gut zu dem, was Wolf Lepenies zu von Humboldts Wissenschaftsverständnis schreibt:

(14) Typisch für ihn war der Enthusiasmus, mit dem er - von Volta und Galvani beeinflusst - Experimente zur tierischen Elektrizität am eigenen Leibe durchführte. Immer blieb Humboldt, so kritisierten Zeitgenossen, stärker an den subjektiven Empfindungen interessiert, die er mit seinen Experimenten auslöste, als am Versuch, deren objektive Ergebnisse festzuhalten.

Diese Kritik ist boshaft - und nicht ganz falsch. Sie wird Humboldt aber insofern nicht gerecht, als sie seinen "Instrumentalismus" unterschlägt - eine ausgesprochen gefühlsbetonte Bindung an die Werkzeuge wissenschaftlicher Beobachtung und Messung. Ohne sie wäre die moderne Naturforschung nicht denkbar. Alexander von Humboldt setzte sich gegen einen "Anti-Instrumentalismus" ab, dem Goethes Faust Ausdruck verliehen hatte, als er Forscher verspottete, die glaubten, mit "Hebeln und Schrauben" der Natur auf die Schliche kommen zu können.

(Lepenies 2004, aus <http://www.humboldt-portal.de/sro.php?redid=13419>)

1.2.5 Romantik

Wir können, um uns nicht völlig zu verlieren, dem Instrumenten-Diskurs nicht weiter nachgehen, die Faszination in den beiden von Lepenies angedeuteten Weisen wird aber zumindest an der folgenden Stelle besonders deutlich.

(15) Um die Pflanzen in der Freiburger Mine zu untersuchen, entwickelte er eine Grubenlampe: [...] Fast hätte es ihn umgebracht. Er stieg in eine noch nie erforschte Kammer ab, stellte die Lampe hin und wurde nach wenigen Minuten ohnmächtig. Sterbend sah er tropische Schlingpflanzen, welche unter seinem Blick zu Frauenkörpern wurden, aufschreiend kam er zu sich. (Kehlmann 2005, S. 349)

Wenn sich Bergwerksassessoren in noch nie erforschten Kammern in Bergestiefen befinden, um sich dort mit verführerischen Frauenkörpern konfrontiert zu sehen, dann sind wir in der deutschen Romantik, am klarsten vielleicht bei E.T.A. Hoffmanns *Bergwerken von Falun*^X.

1.2.6 Der Urtext

Wir haben andeutungsweise schon gesehen, dass von Humboldt die Realität durch Niederschreiben in seinen Bann zu bringen versucht, wir haben auch schon den ironischen Kommentar vernommen, dass gerade jene Genauigkeit in den Fakten, die den Wissenschaftler von Humboldt positiv auszeichnet, seinen Texten als Pedanterie den Weg zum Ruhm versperrt. Unter diesen Voraussetzungen wäre es verwunderlich – um das mindeste zu sagen – wenn sich die Erzählung unseres Romans nicht auch auf die Texte von Humboldts beziehen würde, und tatsächlich sind Schriften von Humboldts in einer so gut erkennbaren wie für unseren Text typischen Weise verarbeitet. Das betrifft in Sonderheit Ausschnitte aus von Humboldts zusammengefassten Reiseberichten *Ansichten der Natur*^{XI}. Wenn man sich die dort gegebene Schilderungen der Orinoko-Abenteuer ansieht, finden sich auffällige

^X „Aber in dem Augenblick regte sich alles um ihn her, und wie kräuselnde Wogen erhoben sich aus dem Boden wunderbare Blumen und Pflanzen von blinkendem Metall, die ihre Blüten und Blätter aus der tiefsten Tiefe emporrankten und auf anmutige Weise ineinander verschlangen. Der Boden war so klar, daß Elis die Wurzeln der Pflanzen deutlich erkennen konnte, aber bald immer tiefer mit dem Blick eindringend, erblickte er ganz unten - unzählige holde jungfräuliche Gestalten, die sich mit weißen glänzenden Armen umschlungen hielten, und aus ihren Herzen sproßten jene Wurzeln, jene Blumen und Pflanzen empor“ (Hoffmann 1819, aus <http://gutenberg.spiegel.de/etahoff/falun/falun002.htm>).

^{XI} Die hier angegebenen Bezüge sind nicht sehr systematisch gewonnen, sondern eher das Ergebnis einer ersten Suche nach dem ganz Offenkundigen.

Parallelen, und sie betreffen gerade auch Stellen, die wir ohne weitere Kenntnis vielleicht eher der Erfindungsgabe des modernen Romanautors zugerechnet hätten. Ein schönes Beispiel dafür ist jene Passage, in der von Humboldt und Bonpland ein Kliff am Orinoko erklimmen, einerseits, um sich über die geologischen Formationen Klarheit zu verschaffen, andererseits, um einen indianischen Begräbnisplatz aufzusuchen. Kehlmanns Beschreibung an dieser Stelle lautet folgendermaßen:

(16)Man konnte kaum Tritt fassen, nur herausragende Feldspatkristalle boten Halt. Als sie oben waren, brach Humboldt mit einer Konzentration, die bloß nachließ, wenn er wieder nach Moskitos schlagen musste, ein Stück perfekter Prosa über den Anblick der Stromschnellen [...] zu Papier [...]. Es mussten hunderte Leichen sein, jede in ihrem eigenen Korb aus Palmblättern, die Knochenhände um die Knie gelegt, den Kopf auf den Brustkorb gedrückt. [...] Vielen hatte man das Fleisch von den Knochen gekratzt. [...] Humboldt zerrte mehrere Leichen aus ihren Körben, löste Schädel von Wirbelsäulen, brach Zähne aus Kinnladen und Ringe von Fingern. Eine Kinderleiche und zwei Erwachsene wickelte er in Tücher und schnürte sie so fest zusammen, daß man das Bündel zu zweit tragen konnte. Bonpland fragte, ob das sein Ernst sei. (Kehlmann 2005, S. 120)

Die Parallelen zur Schilderung Humboldts an der entsprechenden Stelle gehen weit in die einzelnen Formulierungen hinein.

(17)Es würde kaum möglich sein auf der glatten Fläche festen Fuß zu fassen, träten nicht große Feldspath-Krystalle, der Verwitterung trotzend, zoll-lang aus dem Gesteine hervor. Kaum ist die Kuppe erreicht, so wird man durch eine weite Aussicht über die umliegende Gegend überrascht. [...] Dieser Ort ist die Gruft eines vertilgten Völkerstammes. Wir zählten ungefähr 600 wohlerhaltene Skelette, in eben so vielen Körben, die von den Stielen des Palmenlaubes geflochten sind. Diese Körbe, welche die Indianer Mapires nennen, bilden eine Art vier-

eckiger Säcke [...] Selbst neugeborene Kinder haben ihr eigenes Mapire. Die Skelette sind so vollständig, daß keine Rippe, keine Phalange fehlt. Die Knochen sind auf dreierlei Weise zubereitet [...] und schaben mit scharfen Steinen den Rest des Fleisches von den Knochen ab [...]. Wir verließen die Höhle bei einbrechender Nacht, nachdem wir mehrere Schädel und das vollständige Skelett eines bejahrten Mannes, zum größten Ärgernis unserer indianischen Führer, gesammelt hatten. (Humboldt 1849, S. 190-192)

Auch wenn der Stil verändert ist, die Abläufe werden Alexander von Humboldts Bericht nacherzählt, und wenn von Humboldt in ein Stück perfekter Prosa über die umgebende Landschaft ausbricht, erzählt uns unser Text von eben dieser Handlung des Romanhelden. Was die Körbe mit den Toten angeht, so werden sie offenbar hier wie dort inspiert, in gewisser Weise ist die Kehlmannsche Variante die Antwort auf die Frage, woher von Humboldt wissen könne, dass keine Rippe, keine Phalange gefehlt habe, wie es in dem zitierten Textabschnitt heißt^{XII}.

An einer anderen Stelle hat man beim ersten Lesen sicherlich den Verdacht, hier habe sich unser Romanautor eine besonders absurde Episode erdacht, um den Leser zu amüsieren. Es ist das jene Geschichte, in der von Humboldt und seine Begleiter von einem Missionar ein erstes Mal in die Welt des Orinoko, ihre frühere Erforschung

^{XII} Ausführlicher geschildert sind diese und viele andere ‚Episodenkerne‘ in von Humboldt. Unsere Stelle beginnt dort folgendermaßen: „Man ersteigt mühsam und nicht ganz gefahrlos einen steilen, völlig kahlen Granitfelsberg. Man könnte auf der glatten, stark geneigten Fläche fast unmöglich Fuß fassen, wenn nicht große Feldspatkrystalle, welche nicht so leicht verwittern, hervorstünden und Anhaltspunkte böten“ (Humboldt 1926, S. 236).

und was dergleichen Dinge mehr sein mögen, eingeführt werden. Dabei kommt es zu folgender Begebenheit:

(18) Pater Zea rief sie zu sich und zeigte ihnen seinen kostbarsten Besitz. Einen zerzausten Papagei, der einige Sätze im Idiom eines ausgestorbenen Stammes sprach. Vor zwanzig Jahren habe es diese Leute noch gegeben, jetzt lebe kein einziger mehr und niemand verstehe, was der Vogel zusammenrede. Humboldt streckte die Hand aus, der Papagei pickte danach, blickte zu Boden, als müsse er nachdenken, schüttelte die Flügel und sagte etwas Unverständliches. [...] Der Vogel sah zwischen ihnen hin und her, sagte etwas und blickte sie erwartungsvoll an. Richtig, antwortete Humboldt, der nicht unhöflich sein wollte. Der Vogel schien zu überlegen und fügte einen langen Satz hinzu. Humboldt streckte die Hand aus, der Vogel hackte danach und wandte sich beleidigt ab.

(Kehlmann 2005, S. 118-119)

Ein unverständener Papagei also, den uns hier Kehlmann vorstellt. Nun stammt aber auch dieser Papagei unmittelbar aus von Humboldts Aufzeichnungen, er bekommt zusätzlich nur eine nette kleine Szene und ist unmittelbar in die Handlung eingebaut, während von Humboldt von seiner Existenz berichtet. Allerdings mit einer Fußnote, die klarmacht, dass diese abseitige Erscheinung auch damals schon stauenden Spott ausgelöst hat:

(19) [...] von menschenfressenden Cariben bedrängt, auf die Klippen der Cataracten gerettet; ein trauriger Wohnsitz, in welchem der bedrängte Völkerstamm und mit ihm seine Sprache unterging. [...] es ist wahrscheinlich, daß die letzte Familie der Aturer spät erst ausgestorben sei. Denn in Maypures (ein sonderbares Factum) lebt noch ein alter Papagei, von dem die Eingeborenen behaupten, daß man ihn darum nicht verstehe, weil er die Sprache der Aturer rede. [...] Der Aturen-Papagei ist der Gegenstand eines lieblichen Gedichtes geworden, welches ich meinem Freunde, Professor Ernst Curtius, [...] verdanke. Er wird es mir

verzeihen, wenn ich sein Gedicht, das zu keiner Veröffentlichung bestimmt und mir in einem Briefe mitgeteilt war, hier [...] einschalte:

In der Orinoco-Wildniss
Sitzt ein alter Papagei,
Kalt und starr, als ob sein Bildniss
Aus dem Stein gehauen sei.

[...]

Der Aturen allerletzter
Trauert dort der Papagei;
Am Gestein den Schnabel wetzt er,
Durch die Lüfte tönt sein Schrei.

[...]

Einsam ruft er, unverstanden,
In die fremde Welt hinein;
Nur die Wasser hört er branden,
Keine Seele achtet sein.

(Humboldt 1849, S. 192 und 210-211)

Schon diese kleinen Stichproben zeigen uns, dass wir, was die Historizität, Plausibilität oder Flausenhaftigkeit der Erzählungsbestandteile angeht, von unserem Autor bewusst im unklaren gelassen werden.

Aber auch in wesentlich beiläufigerer Weise werden von Humboldts Überlegungen in Handlungszüge oder Handlungsmotivationen für die vorliegenden Geschichten umgedeutet. Humboldt räsoniert in seinen Schriften darüber, dass für einen wissenschaftlich vernünftigen Diskurs das Wort Urwald viel zu unpräzise gebraucht werde, und er gibt dann die folgende extensionale Definition:

(20) Zu diesen letzteren [= den großen Naturerscheinungen. L.E.] gehört vorzugsweise die unermessliche Waldgegend, welche in der heißen Zone von Südamerika die mit einander verbundenen Stromgebiete des Orinoco und des Amazonasflusses füllt. Es verdient diese Gegend im strengsten Sinn des Worts den Namen Urwald, mit dem in neueren Zeiten so viel Missbrauch getrieben wird. (Humboldt 1849, S. 216-217)

Sind wir damit nicht mitten in dem Raum, in dem sich die zentralen Humboldt-Geschichten unseres Buches abspielen? So viel Missbrauch werde getrieben. Wie sieht das im Roman aus? Gerade als von Humboldt Bonpland davon in Kenntnis setzt, er wolle die Verbindung zwischen den beiden Flusssystemen suchen, von denen im letzten Zitat die Rede war, kommt es zu folgendem Dialog:

(21) Aber das sei doch tief im Urwald!

Ein großes Wort, sagte Humboldt. Das dürfe einen nicht abschrecken. Urwald sei auch nur Wald. Die Natur spreche überall in derselben Sprache.

(Kehlmann 2005, S. 77)

Das ist aber nicht alles, als das Boot am Beginn der Orinoko-Expedition mitten auf dem Fluss und von Krokodilen umgeben durch einen heftigen Windstoß in eine kritische Lage gerät, wir *Urwald* zum Warnwort, nicht ein Wort für irgendeinen Wald.

(22) Bonpland machte sich erbötig, zum Ufer zu schwimmen und Hilfe zu holen.

Es gebe keine Hilfe, sagte Humboldt [...] Falls es jemandem nicht aufgefallen sei, dies sei der Urwald. (Kehlmann 2005, S. 112)

Das ist der Urwald, wie von Humboldt in seinen Ausführungen schon festgestellt hat, aber vielleicht ist die Abwiegung der Bedenken Bonplans einer der von ihm selbst kritisierten Missbräuche.

1.3 Koreferenzen

Diesen intertextuellen Verflechtungen nahe steht eine Technik von intratextuellen Koreferenzen, die häufig zunächst an einer Stelle eingeführt werden, in der sie mehr illustrativen und beiläufigen Wert zu haben scheinen, um uns dann durch ihre Wiederkehr in der einen oder anderen Weise zum Konnexitätsmerkmal zu werden.

1.3.1 Ballon, oder: es wird nie ein Mensch fliegen

Zum Teil geht es dabei um Realia, die dadurch den Charakter von Dingsymbolen gewinnen. So kann man zum Beispiel das mehrfache Auftreten der Montgolfiere betrachten. Ein erstes Mal begegnet uns der Heißluftballon bei der Schilderung eines abendlichen Spaziergangs der Brüder von Humboldt:

(23)Auf dem Heimweg sahen die Brüder eine zweite, nur wenig größere Silberscheibe neben dem gerade aufgegangenen Mond. Ein Heißluftballon, erklärte der ältere. Pilâtre de Rozier, der Mitarbeiter der Montgolfiers, weile zur Zeit im nahen Braunschweig. Die ganze Stadt rede davon. Bald würden alle Menschen in die Luft steigen. Aber sie würden es nicht wollen, sagte der Jüngere. Sie hätten zuviel Angst. (Kehlmann 2005, S. 28)

Wir werden einige Kapitel später darüber belehrt werden, wie es zu dem Aufstieg der Montgolfiere in Braunschweig kam, und so wissen wir dann, dass in dem Ballon, den die Humboldts sehen, der junge Gauß mitfährt, der seine Angst überwindet, um mehr zu wissen.

(24)Bald darauf kam Pilâtre de Rozier in die Stadt. Gemeinsam mit dem Marquis d'Arland war er in einem Korb, welchen die Montgolfiers an einem mit Heißluft gefüllten Beutel befestigt hatten, fünfeinhalb Meilen über Paris geflogen.

[...] Sein Name sei Gauß, er sei nicht unbekannt, und in Kürze werde er so große Entdeckungen machen wie Isaac Newton. Das sage er nicht aus Eitelkeit, sondern weil die Zeit knapp und es nötig sei, daß er an dem Flug teilnehme. [...] Na gut, sagte er schließlich, wenn es um die Sterne gehe! [...] Dann würde jeder fliegen, als wäre es normal, aber dann würde er tot sein. [...] Ein paar letzte Flammen, das Rot am Horizont, dann keine Sonne mehr, dann die Sterne. (Kehlmann 2005, S. 64-66)

Auch der junge Gauß rätsoniert darüber, dass das Fliegen später ganz normal sein würde. Und im Verlaufe der Geschichte, am Hofe des Gouverneurs, sehen sie wieder Heißluftballons, nicht neben dem Mond, sondern neben der Sonne.

(25) Am Tag ihrer Weiterreise standen zwei Fesselballons rund und leuchtend neben der Sonne. Das sei jetzt Mode, erklärte Gomez, jeder Mann von Stand und Mut wolle einmal mitfliegen.

Vor Jahren habe er den ersten Ballon über Deutschland gesehen, sagte Humboldt. Glücklicherweise, er damals geflogen sei. Als es gerade kein Wunder mehr gewesen sei und noch nichts Irdisches. (Kehlmann 2005, S. 199)

Die Dinge, die ihren Reiz darin haben, dass sie gerade kein Wunder mehr und doch noch nichts Irdisches sind, sie sind es, die für unsere Helden das Leben erlebenswert und ruhmreich machen. Wie in der Abfolge der Stellen, an denen uns der Ballon begegnet, geht es auch in der ganzen Geschichte darum, wie Gebräuchlichkeit den Reiz zerstört, und den Erfinder damals reizvoller Dinge fast banal erscheinen lässt.

Aber auch das Fliegen der Menschen wird noch zur Charakteristik unserer beiden Hauptcharaktere genutzt. So meinen die Einheimischen am Orinoko, Gemälde hoch in Felsenhöhe seien auf fliegende Menschen zurückzuführen:

(26)Menschen flögen nicht, sagte Humboldt. Selbst wenn er es sähe, würde er es nicht glauben. Und das sei dann Wissenschaft? Ja, sagte Humboldt, genau das sei Wissenschaft. (Kehlmann 2005, S. 138)

Ganz anders in der Gaußschen mühseligen Welt der Landesvermessung:

(27)Bald würde all das eine Kleinigkeit sein. Man würde in Ballons schweben und die Entfernungen auf magnetischen Skalen ablesen. (Kehlmann 2005, S. 191)

So legt der Text mancherlei Spuren, die dem Leser erlauben, vom Ende her Zusammenhänge aufzudecken, die sich in den Text eingeschlichen haben.

1.3.2 Aguirre, oder: Wahn und Wissen

Manche dieser Bezüge betreffen die Erzählung in verschiedener Weise in ihrem Kern: die Aguirre Geschichte zum Beispiel, die der Autor zum Startpunkt der Humboldt-Handlung macht, gibt immer wieder einmal Anlass, über Wahrheit, Wirklichkeit, Status des Erzählten nachzudenken, nicht zuletzt, da sie im Kontext furchterregender geisterhafter Erzählungen eingeführt wird. Ihr Erzieher erzählt sie den jungen Brüdern Humboldt zur Schulung der Einbildungskraft, daraufhin beschließt Alexander von Humboldt, er werde Aguirres Ziel suchen gehen.

(28)Einmal stießen sie auf eine Geschichte von Aguirre den Wahnsinnigen, der seinem König abgeschworen und sich selbst zum Kaiser ernannt hatte. In einer Alptraumfahrt ohnegleichen waren er und seine Männer den Orinoko entlanggefahren, an deren Ufer das Unterholz so dicht war, daß man nicht an Land gehen konnte. Vögel schrien in den Sprachen ausgestorbener Völker, und wenn man

aufblickte, spiegelte der Himmel Städte, deren Architektur offenbarte, daß ihre Erbauer keine Menschen waren. (Kehlmann 2005, S. 22)

Und feierlich wird der Beschluss, zu diesem Zweck in die Ferne zu gehen, beschlossen, und am Ende der Geschichte schließt sich auch diese Ankündigung in einem gemeinsamen Gespräch der alten Brüder:

(29)Ob er sich noch an den Abend erinnere, fragte der Ältere schließlich, als sie die Geschichte von Aguirre gelesen hätten und er beschlossen habe, zum Orinoko zu ziehen? (Kehlmann 2005, S. 263)

Aguirre das dunkle Bild, eine Kontrafaktur unseres Welterforschers? Heftig verwarft sich von Humboldt dagegen:

(30)Dieser traurige Mann habe gar nichts erforscht, sagte Humboldt. Ebenso wenig erforsche ein Vogel die Luft oder ein Fisch das Wasser.
(Kehlmann 2005, S. 111)^{xiii}

Wenn man betrachtet, was man so ganz früh in der Erzählung von Aguirre berichtet bekommt, so kommt uns zumindest ein Punkt schon bekannt vor, der dann allerdings in Humboldts eigener Orinoko-Geschichte eingebaut wird, nämlich dass Vögel in den Sprachen ausgestorbener Völker schrien. Wir werden während von Humboldts Abenteuer dort auch noch wörtlich wieder lernen, dass die Bäume am Ufer so dicht standen, dass man nicht anlanden könne, und dass sich etwas – in diesem Fall im Wasser – spiegele, dessen Vorbild man nicht sehe. Dort kommentiert auch einer der einheimischen Helfer:

^{xiii} Damit übrigens implizit auf ein Missverständnis seines Erziehers verweisend, der ihm antwortet, als er sagt, er wolle sich mit dem Leben beschäftigen (Kehlmann 2005, S. 26).

(31) Der Fluß, sagte Julio, dulde keine Menschen. Bevor Aguirre sich hierhin aufgemacht habe, sei er bei Verstand gewesen. Erst hier sei es ihm eingefallen, sich zum Imperator zu erklären. (Kehlmann 2005, S. 111)

Und der schon erwähnte Pater berichtet, dass ein früherer Entdecker, La Condamine, seine Entdeckung später geleugnet habe, um dem Wahnsinn zu entkommen:

(32) In dieser Zeit habe La Condamine auch den Kanal gefunden, von dem der verrückte Aguirre berichtet habe. Die Verbindung der zwei größten Flüsse des Kontinents. (Kehlmann 2005, S. 117)

1.3.3 Frauen, oder: die Natur der Kopflaus

Unsere beiden Haupthelden stellen in mancherlei Weise zwei einander widersprechende oder auch ergänzende Muster dar. Unter anderem betrifft das das Verhältnis zwischen einer intensiven Neigung zur Wissenschaft und dem Lustgewinn durch Liebe und Sex. Wir haben schon gesehen, dass Alexander von Humboldt in dieser Hinsicht als jedenfalls nicht unkompliziert beschrieben wird, und so wird denn auch bei der Schilderung von seinem und seines Bruders Erwachsenwerden kurz rasoniert:

(33) [...] wechselte der ältere Bruder an die Universität Göttingen. Während der dort seine ersten Freunde fand, zum ersten Mal Alkohol trank und eine Frau berührte, schrieb der Jüngere seine erste wissenschaftliche Arbeit.
(Kehlmann 2005, S. 27)

Das ist ein Signal, das in verschiedener Weise seine Fortsetzung findet^{XIV}. Dass dabei die Konzentration auf die Kopfläuse auf die Schwierigkeiten weist, die Alexander von Humboldt mit Frauen hat, führt zu einem mehrfach beziehungsreichen Geflecht von Szenen. Dreimal taucht die Geschichte auf. Einmal wird sie einfach vom Erzähler als Teil der Geschichte dargeboten:

(34)Mit Bonpland bewohnte er ein weißes Holzhaus am Rand der erst kürzlich von einem Beben beschädigten Stadt [...] Abends aßen sie beim Gouverneur, danach wurde gebadet. Stühle wurden ins Flusswasser gestellt, in leichter Kleidung setzte man sich in die Strömung. [...] Häufig kamen Frauen zu Besuch: Humboldt zählte die Läuse in ihren geflochtenen Haaren. [...] Bonpland litt unter ihrer Schönheit. Er fragte, wozu eine Statistik über Läuse gut sei. (Kehlmann 2005, S. 69-70)^{XV}

Zum zweiten finden wir sie als die Wiedergabe eines Briefs Alexanders an seinen Bruder, wir kennen den Weg durch Schreiben zur öffentlichen Wahrnehmung schon – der auch hier ganz explizit gemacht wird:

(35)Er schrieb an seinen Bruder. Herrlich sei die Reise, gewaltig die Fülle der Entdeckungen. Täglich fänden sich neue Pflanzen, mehr, als man zählen könne, die Beobachtung der Beben lege eine neue Theorie der Erdkruste nahe. Ungemein erweitert seien auch die Kenntnisse über die Natur der Kopflaus. Immer der Deine, setz es in die Zeitung! (Kehlmann 2005, S. 78)

^{XIV} Vgl. die Anmerkungen zur Heirat im Dialog mit Werner (Kehlmann 2005, S. 29-30) und die Reaktion auf die Hochzeit des Bruders (Kehlmann 2005, S. 30).

^{XV} In von Humboldts ausführlicherem Bericht dazu heißt es: „So besuchten wir jeden Abend einen Zirkel sehr achtenswerter Personen [...]. Da stellte man bei schönem Mondschein Stühle ins Wasser; Männer und Frauen waren leicht gekleidet [...] und die Familie und die Fremden blieben ein paar Stunden im Fluße sitzen, rauchten Zigarren dazu und unterhielten sich nach Landessitte“ (von Humboldt 1926, S. 34).

Die dritte Stelle zeugt, wenn man so will, vom Erfolg dieser Bemühungen beim lesenden Gauß, der in den Gängen der Göttinger Universität auf seine Doktorurkunde wartet. Die von ihm in einer Zeitschrift gelesene veröffentlichte Fassung der Geschichte ist wieder ausführlicher, beginnt wie die Erzählung ursprünglich mit der einladend freundlichen Schilderung der Szene mit dem weißen Haus und dem Fluss, und – wenn wir es zu dieser Zeit nicht schon besser wüssten – wären wir als Leser vielleicht überrascht von der finalen Deutung des Besuchs der Frauen. Wo doch nach allgemeinem Ansehen durchaus eher die Reaktion Bonplands, der unter ihrer Schönheit leidet, die angemessenere Reaktion auf das Auftreten der Frauen zu sein scheint.

(36) Er aß ein Stück trockenen Kuchen und las in den Göttinger Gelehrten Anzeigen den Bericht eines preußischen Diplomaten über dessen Bruders Aufenthalt in Neuandalusien. Ein weißes Haus am Rand der Stadt, abends kühlte man sich am Fluß, Frauen kamen häufig zu Besuch, damit man ihre Läuse zählte.
(Kehlmann 2005, S. 87)

1.3.4 Frauen überhaupt

Und noch einmal tritt uns diese Deutung entgegen, und zwar gerade als Einleitung der Stelle, an der sich dann der Gegensatz des Verhältnisses von Sexualität und wissenschaftlicher Neugier besonders bildhaft festmachen lässt. Nach einer Höhlenexpedition kommt von Humboldt in die von ihm bewohnte Klosterzelle zurück, „in der ihn eine nackte Frau erwartete“, „zunächst“, so heißt es weiter, „glaubte er, sie sei wegen der Läuse da“ (Kehlmann 2005, S. 75); es wird ihm aber selber klar, dass sie ihm vom Gouverneur als eine Art sexuelles Ge-

schenk geschickt worden war. Es nimmt eine in dieser Hinsicht wenig erfolgreiche Szene ihren Lauf, die Bemühungen der jungen Frau führen zu nichts:

(37) Sie zog ihn mit sich auf den Teppich, und aus irgendeinem Grund ließ er zu, daß sie ihn auf den Rücken rollte und ihre Hände an ihm hinabwanderten, bis sie stutzte und lachend feststellte, daß sie sich ja nicht viel. Er blickte auf ihren gebeugten Rücken, die Zimmerdecke, die im Wind zitternden Palmenblätter vor dem Fenster.

Gleich, sagte sie, er solle Vertrauen haben! Die Blätter waren kurz und spitz, diesen Baum hatte er noch nie untersucht. Er wollte sich aufrichten, aber sie legte die Hand auf sein Gesicht und drückte ihn nach unten, und er fragte sich, wie so sie nicht begriff, daß er in der Hölle war. Später hätte er nicht sagen können, wie lange es dauerte, bis sie abließ, ihre Haare zurückstrich und ihn traurig ansah. (Kehlmann 2005, S. 76)

Er wird gleich den Baum untersuchen. Nun ist es nicht so, also ob dem in sexueller Hinsicht als Kontrafaktur geschilderten Gauß in dieser Hinsicht die Wissenschaft nicht dazwischenkäme – aber dennoch – der Unterschied ist unverkennbar, logischerweise sind Anfang und Ende glücklich. Es geht um die Schilderung von Gauß' Hochzeitnacht (mit seiner ersten Frau).

(38) Als er seine Hand über ihre Brust zum Bauch und dann, er entschied sich, es zu wagen [...] weiter hinabwandern ließ [...] und er schämte sich, daß ihm ausgerechnet in diesem Moment klar wurde, wie man Meßfehler der Planetenbahnen approximativ korrigieren konnte. Er hätte es gerne notiert, aber jetzt kroch ihre Hand seinen Rücken abwärts. [...] wartete er einen Moment, dann schlang sie ihre Beine um seinen Körper, doch er bat um Verzeihung, stand auf, stolperte zum Tisch, tauchte die Feder ein und schrieb, ohne Licht zu machen: *Summe d. Quadr. d. Differenz zw. beob. u. berechn.* → *Min.*, es war zu wichtig, er durfte

es nicht vergessen. Er hörte sie sagen, sie könne es nicht glauben, und sie glaube es auch nicht, selbst jetzt, während sie es erlebe. Aber er war schon fertig. Auf dem Weg zurück stieß er mit dem Fuß gegen den Bettpfosten, dann spürte er sie wieder unter sich [...]. (Kehlmann 2005, S. 149-150)

2 Stilgestalten

2.1 Charakteristisches und Apodiktisches

2.1.1 Nationales

Es ist von dieser Konstellation her nicht verwunderlich, dass das Verhältnis zu den Frauen und auch zu sexuellen Abenteuern zu einer immerwährenden Quelle der Auseinandersetzung zwischen von Humboldt und Bonpland wird. Dabei wird dieser Gegensatz zwischen den beiden überlagert durch stereotype Vorstellungen von Deutschen und Franzosen. Wir wollen im folgenden ins Auge fassen, wie in diesem Kontext das Zitieren und Variieren von Phraseologismen mit stereotypen Vorstellungen ein wichtiges stilistisches Merkmal des Textes darstellt. Durch sie wird die Position der einzelnen Figuren sowohl eingeordnet wie relativiert. Einer der Anlässe dafür ist, dass von Humboldt Bonpland mehrfach in verfänglichen Situationen vorfindet, was regelmäßig zu Auseinandersetzungen führt. Schon beim ersten Mal wird es grundsätzlich:

(39)Der Mensch sei kein Tier, sagte Humboldt. Manchmal doch, sagte Bonpland. Humboldt frage, ob er nie Kant gelesen habe. Ein Franzose lese keine Ausländer. (Kehlmann 2005, S. 48)

Das bestätigt doch alle denkbaren Stereotypen zur Selbstgenügsamkeit insbesondere der französischen Aufklärung – aber auch zu den Deutschen. Die nationalen Wendungen zielen gleichermaßen auf beide Seiten. So kommt denn die deutsche Pedanterie und das „Sachen um ihrer selbst willen tun“ durchaus auch in den Fokus; als sie gemeinsam den Durchgang des Merkur durch die Sonne erlebt haben:

(40)Humboldt fragte, wie es gewesen sei.

Bonpland sah ihn ungläubig an.

Er habe es nicht gesehen, sagte Humboldt. Nur die Projektion. Er habe das Gestirn am Sextanten fixieren und auch noch die Uhr überwachen müssen. Zum Aufblicken sei keine Zeit gewesen [...]. Manche nähmen ihre Arbeit eben ernster als andere!

Das möge ja sein, aber ... Bonpland seufzte.

Ja? Humboldt [...] begann zu rechnen. Aber was?

Müsse man immer so deutsch sein?

(Kehlmann 2005, S. 80)

Und ein andermal auch der deutsche Humor:

(41)Dieser traurige Mann habe gar nichts erforscht, sagte Humboldt. Ebenso wenig erforsche ein Vogel die Luft oder ein Fisch das Wasser.

Oder ein Deutscher den Humor, sagte Bonpland. (Kehlmann 2005, S. 111)

An verschiedenen Stellen scheitern die Humanitätsvorstellungen von Humboldts (die er weitgehend mit Bonpland teilt), so bei der Auseinandersetzung mit dem Leiter einer Silbermine, was die Behandlung der Arbeiter angeht:

(42)Man habe genug Leute, sagte Don Fernando. Wer sterbe, könne ersetzt werden.

Humboldt fragte ihn, ob er Kant gelesen habe.

Ein wenig, sagte Don Fernando. Aber er habe Einwände gehabt, Leibniz liege ihm mehr. Er habe deutsche Vorfahren, deshalb kenne er all diese schönen Phantastereien. (Kehlmann 2005, S. 199)

2.1.2 Blitzableiter und der Himmel

Auch sonst sind das Spiel mit gleichzeitigem Bildungswissen und seine sprachliche Kommentierung, sei es durch den Autor, sei es durch eine der beteiligten Personen gängig. Beides zeigt sich schön an den beiden folgenden Stellen zum Blitzableiter. Dabei ist hier vor allem die Autor-Komentierung in (43) in ihrer sprachlichen Ambivalenz sprachlich bemerkenswert. Die Humboldtsche Selbstironie in (44) ist ein häufiger genutztes Stilmittel – etwa bei der Schilderung der Besteigung des Chimborazo.

(43) Mit neun Jahren baute er den von Benjamin Franklin erfundenen Blitzableiter nach und befestigte ihn auf dem Dach des Schlosses, das sie nahe der Hauptstadt bewohnten. Es war der zweite in Deutschland überhaupt; der andere stand in Göttingen auf dem Dach des Physikprofessors Lichtenberg. Nur an diesen zwei Orten war man vor dem Himmel sicher. (Kehlmann 2005, S. 20)

(44) Nicht gut sei das, sagte Humboldt. Sie seien von Wasser umgeben und säßen am höchsten Punkt. Hoffentlich habe Herr Franklin mit seiner Theorie des Blitzschlags unrecht. (Kehlmann 2005, S. 141)

2.1.3 Tod der Mutter

Die folgenden Beispiele, die das Verhältnis von Humboldts zu seiner Mutter beschreiben, sind ein Beispiel sowohl für die intratextuelle Verknüpfung über dieses Thema, für die Erfüllung stereotyper Vorstellungen und dann auch für eine in diesem doch aufklärerischen

Kontext überraschende Schicht von Phantastischem. Als Alexander von Humboldt vom bevorstehenden Tod seiner Mutter hört, erzählt uns unser Autor folgendermaßen von seiner Reaktion:

(45)Wie es sich gehörte, ritt er auf dem schnellsten Pferd, das zu bekommen war. Regen schlug ihm ins Gesicht, sein Mantel flatterte, zweimal rutschte er vom Sattel und fiel in den Dreck. Unrasiert und schmutzig traf er ein, und weil er wußte, was sich in solchen Fällen schickte, tat er, als wäre er außer Atem. (Kehlmann 2005, S. 35)

Zwei metasprachliche Kommentare in diesem kurzen Textausschnitt betonen, wie hier unser Held bewusst eine gesellschaftliche Handlungserwartung erfüllt, wir erkennen den *Frame*, der hier abläuft und mit den passenden Zutaten ausgeschmückt wird, am Schluss sogar bewusst inszeniert von unserem Helden, der das, wenn die Sache ernst ist, eigentlich nicht nötig haben sollte. Allerdings zeigt sich in der Szene, dass auch seine Mutter seine Erwartungen an die Szene nicht erfüllt:

(46)Und Humboldt kam es unbegreiflich vor, daß sie sich so ungesittet benehmen konnte. (Kehlmann 2005, S. 35)

Überraschenderweise erscheint die Mutter Humboldts dann an zwei „Geisterstellen“ der Geschichte, im ersten Fall erscheint sie ihm in der Höhle der Toten, und er ignoriert sie.

(47)Unweit der Mission, in der Höhle der Nachtvögel, lebten die Toten. Der alten Legenden halber weigerten sich die Eingeborenen, sie dorthin zu begleiten. [...] Dann sah er die Gestalt seiner Mutter neben sich. Er blinzelte, doch sie blieb länger sichtbar, als es sich für eine Sinnestäuschung gehörte. [...] Er schloß die Augen und zählte langsam bis zehn. (Kehlmann 2005, S. 74)

Zum anderen sucht der alte von Humboldt gemeinsam mit Gauß den Berliner Polizeipräsidenten, sie finden ihn bei einer spiritistischen Sitzung, in der das Medium unter anderem äußert:

(48) Von einem anderen die Mutter. Sie sei sehr enttäuscht. Sein Werk werde ohne Bedeutung sein, sie wisse jetzt, daß er nur auf ihren Tod gewartet habe, um sich davonzumachen wie ein Herumtreiber, und in der Höhle damals habe er getan, als sehe er sie nicht. (Kehlmann 2005, S. 255)

2.1.4 Geradehalten

Sich nicht unterkriegen zu lassen und das in aufrechter Haltung – das scheint ein Ideal für unsere Helden zu sein. Auch das geht – man möchte fast schon sagen natürlich – nicht unironisiert durch. Man müsse sich aufrecht halten, scheint eine der Kernpositionen dieses Texts zu sein. Und so passt es nur zu den letzten Ausschnitten, wenn Humboldts Mutter, kurz bevor sie stirbt, äußert:

(49) Als es hell wurde, murmelte sie Unverständliches, als die Sonne in den Vormittagshimmel stieg, sah sie ihren Sohn an und sagte, er solle sich gerade halten, so zu lümmeln sei doch keine Art. (Kehlmann 2005, S. 35)

Das wird er bald darauf auch nicht tun, wenn er seine Anstellung kündigt, um mit dem ererbten Gut auf seine Entdeckungsreise zu gehen:

(50) Er stand kleingewachsen, aber aufrecht, mit leuchtenden Augen und leicht hängenden Schultern vor dem Schreibtisch seines Vorgesetzten.
(Kehlmann 2005, S. 36)

Allerdings kann man offenbar auch übertreiben, so wenn am Ende Wilhelm von Humboldt auftritt:

(51) Ein dünner, alter Herr mit [...] unnatürlich aufrechter Haltung war hereingekommen. (Kehlmann 2005, S. 241)

Es gibt eine ganze Reihe von weiteren solchen Belegen, die allerdings meistens Gauß betreffen, der dann letztlich die Sache auch ein Stück weit zurechtrückt:

(52)[Gauß' Vater] Ein Deutscher, sagte er immer wieder, während er müde die abendliche Kartoffelsuppe aß, sei jemand, der nie krumm sitze. Einmal fragte Gauß: Nur das? Reiche das denn schon, um ein Deutscher zu sein? Sein Vater überlegte so lange, daß man es kaum mehr glauben konnte. Dann nickte er. (Kehlmann 2005, S. 54)

(53)[Bartels bei Gauß' Vater] Der Vater forderte ihn auf, gerade zu stehen. (Kehlmann 2005, S. 59)

(54)[Gauß soll aufs Gymnasium] Unwillig stimmte der Vater zu und gab ihm den Rat mit, sich immer, was auch geschehe, aufrecht zu halten. Schon längst hatte Gauß Gärtnern bei der Arbeit zugesehen und verstanden, daß seinen Vater nicht die Unmoral der Menschen, sondern der chronische Rückenschmerz seines Berufsstandes umtrieb. (Kehlmann 2005, S. 59-60)

Was sollen wir in Anbetracht der Gärtner-Weisheit von all den guten Ratschlägen zum Aufrecht-Halten halten? Wenn man die weiteren Beispiele ansieht, ist die Entzauberung, die uns (54) vorschlägt, nicht vollständig:

(55)[Gauß' Hochzeit] Während des sparsam zubereiteten Festmahls sprach Gauß' Vater darüber, daß man sich nicht beugen lassen dürfe, niemals, von keinem. (Kehlmann 2005, S. 148)

So scheint uns denn die Sache hier wieder ganz ernst zu sein, wie so oft hält uns der Text zumindest in einem ironischen Schwebestand.

Und wir sehen, dass das Muster die Gärtnererfahrungen ebenso übersteigt wie die steif-aufrechten Adligen vom Typ von Humboldts:

(56)[Gauß und Eugen] Wie stehst du denn da, sagte Gauß, weil er den Schlag begründen musste. Halte dich gerade! (Kehlmann 2005, S. 194)

Und beim Tod von Wilhelms Frau vergessen selbst die Brüder Humboldt das Aufrechtsitzen:

(57)Aber für einige Zeit vergassen sie völlig, geradezusitzen und klassische Dinge zu sagen. (Kehlmann 2005, S. 263).

2.2 Techniken

2.2.1 Der allmähliche Aufbau einer Szene

Die Beispiele unter 5. haben gezeigt, wie sich ein Gewebe von sprachlichen oder thematischen Bezügen durch den Text zieht, und gelegentlich war schon zu sehen, dass um des Effektes willen mit Elementen der Verzögerung gearbeitet wird. Dinge werden beiläufig und scheinbar nebensächlich eingeführt, die dann in der einen oder anderen Weise wieder aufgenommen werden und mehr Bedeutung erlangen, als man dachte. Auffälliger ist dieser Effekt noch, wenn er als lokales Merkmal des Erzählens eines kürzeren zusammenhängenden Handlungszugs auftritt. So wird eigentlich die oben in den Worten Daguerres persiflierte Art des Humboldtschen Texte-Schreibens, nämlich der Wiedergabe von Ergebnissen ohne die zugehörige Geschichte zur stilistischen Eigenheit gedeutet. Allerdings erfahren wir häufig den Einstieg in die Geschichte und dann müssen wir aus den Effekten rekon-

struieren, was in der Zwischenzeit geschehen ist. Ein typisches Beispiel dafür ist die Curare-Geschichte.

(58) Dann stand er behutsam auf und kaufte dem Meister alle Vorräte ab. Die Weiterfahrt verzögerte sich um einen Tag. Humboldt und Bonpland saßen nebeneinander auf einem umgekippten Baum. Humboldts Blick war auf seine Schuhe gerichtet, Bonpland wiederholte unablässig die Anfangsstrophe eines französischen Abzählreims. Sie wussten nun, wie Curare angefertigt wurde, gemeinsam hatten sie nachgewiesen, daß man eine erstaunliche Menge durch den Mund zu sich nehmen konnte, ohne Schlimmeres zu erleiden als ein wenig Schwindel und optische Chimären, daß einem aber schon bei einem winzigen Quantum, eingetrocft ins Blut, die Sinne schwanden und bereits das Fünftel eines Gramms reichte, einen kleinen Affen zu töten, den man jedoch retten konnte, wenn man ihm mit Gewalt Atemluft ins Maul blies, solange das Gift seine Muskeln lähmte. Nach einer Stunde ließ dann die Wirkung nach, allmählich kehrte seine Fähigkeit, sich zu bewegen, wieder, und bis auf eine leichte Trübsal blieb nichts bei ihm zurück. (Kehlmann 2005, S. 132)

Nachdem sich Humboldt und Bonpland die Herstellung von Curare haben zeigen lassen, kauft Humboldt – und damit beginnt unser Textabschnitt – dem Curare-Meister alle Vorräte ab^{XVI}. Mit dem nächsten Satz scheint es so, als gehe dann die Geschichte – mit einem Tag Verzögerung – weiter. Man mag erwarten, dass möglicherweise diese Verzögerung irgendwie erläutert würde. Auch die nächsten beiden Sätze scheinen in dieser Hinsicht nicht besonders erhellend und stellen unsere Fähigkeit zur Herstellung von Textkohärenz auf eine erhebli-

^{XVI} In seinen eigenen Aufzeichnungen nennt von Humboldt Curare „der von mir zuerst in Menge nach Europa gebrachten Substanz“ (Humboldt 2004, S. 167).

che Probe^{XVII}. Wir werden nach wie vor aufgefordert, die Stelle sozusagen auf Vorhalt zu lesen, nicht zuletzt das ohne weitere Erklärung merkwürdige Verhalten Bonplands lässt uns hier noch mehr erwarten. Und nach dem scheinbar harmlosen Beginn „Sie wussten nun“ wird, in deutlich distanzierendem Ton – das Subjekt *man* sind ja eigentlich die beiden Personen im Selbstversuch – von einem naturwissenschaftlichen Experiment an Mensch und Affe berichtet^{XVIII}, der uns dann auch den Grund für die zeitliche Verzögerung liefert^{XIX}.

Auch die Curare-Episode bleibt nicht allein. Vielmehr stammt das Fläschchen mit dem Gift, das sich Gauß besorgt, als er sich für den Fall der erneuten Ablehnung seines Heiratsantrags vorsorgt, aus dem Fundus der Humboldtschen Expedition:

^{XVII} Insofern unser Erzähler in sehr eigenwilliger Weise die in Zifonun et al. (1997, S. 126) angeführte Stufe (e) der dort dargestellten Diskursart „Erzählen“ erfüllt; sie lautet an der zentralen Stelle: „Die einzelnen Handlungsschritte werden nun – normalerweise in der Abfolge der Ereignisse in der Wirklichkeit – so aus der Perspektive des Sprecher wiedergegeben, dass diese Perspektive durch Versetzung nachvollziehbar ist und der Relevanzpunkt deutlich wird, auf dem die Bewertung operieren kann“. Anschließend heißt es dann noch, der Handlungszusammenhang können abgeschlossen werden durch Angabe eines Resultats und /oder von Handlungsfolgen.

^{XVIII} Humboldt selbst verweist in diesem Kontext auf „Virchow’s und Münter’s interessante physiologische Versuche“, die bewiesen hätten, „dass das Curare- oder Urari-Gift durch Resorption von außen nicht zu tödten scheint, sondern hauptsächlich nur, wenn es von der lebendigen Thiersubstanz nach Trennung des Zusammenhanges derselben resorbiert wird; dass der Curare nicht zu den tetanischen Giften gehört, und dass er besonders Lähmung, d.h. Aufhebung der willkürlichen Muskelbewegung, bei fortdauernder Funktion der unwillkürlichen Muskeln (Herz, Darm) erzeugt“ (Humboldt 2004, S. 168).

^{XIX} Vermutlich würde man das mit Sandig (2006, S. 354) „Thematische Irreführung“ nennen. In ähnlich zunächst unzusammenhängend daherkommender und dann rückwärts berichtender Weise werden auch die Erfahrungen mit den elektrischen Aalen (Kehlmann 2005, S. 103-104) erzählt.

(59) Dann holte er das Fläschchen Curare aus dem Giftschränk des chemischen Instituts. Irgendein Forscher hatte es kürzlich mit einer Sammlung von Gewächsen, Steinen und vollgeschriebenen Papieren über den Ozean gesandt, ein Chemiker hatte es aus Berlin hergebracht, und seither stand es da, und keine wusste, was man damit anfangen sollte. Angeblich wirkte bereits eine winzige Dosis tödlich. (Kehlmann 2005, S. 98)

Und als wiederum Gauß gemeinsam mit von Humboldt über die Nachteile des Alterns und des Lebens nach dem Höhepunkt des Ruhmes räsoniert, schließt sich der Kreis.

(60) Er wünschte, er hätte damals Curare getrunken. Das Menschenhirn sterbe jeden Tag ein wenig ab. Man könne soviel Curare trinken, wie man wolle, sagte Humboldt. Man müsse es in den Blutstrom träufeln, damit es töte. Gauß starrte ihn an. Sicher? Natürlich sei er sicher, sagte Humboldt indigniert. Er habe das Zeug praktisch entdeckt. (Kehlmann 2005, S. 224)

2.2.2 Stilwechsel

Wenn man über die bisher anzitierten Textstellen blickt, sieht man schon, dass neben dem normalen Duktus eines auktorialen Erzählers, der seine eigenen Gliederungssignale kennt, verschiedenartige Ausprägungen von dialogischem Sprechen den Text prägen, charakterisieren und untergliedern. Nicht zuletzt die sprachlichen Rollen, die den einzelnen Personen in diesem Buch zugeordnet werden, ihre Vielfalt, ihre Annäherung an einen Grad an Kolloquialität, der sich nicht zuletzt in der Verwendung mehr oder minder fester Wendungen spiegelt, die ironische Brechung der jeweiligen Rollencharaktere, die damit verbunden ist, all das macht einen großen Teil des sprachlichen Un-

terhaltungswerts dieses Buches aus. Es lassen sich ein paar Schichten herauspräparieren.

Die eigentliche erzählende Prosa geht in eher kurzen, normalerweise nicht zu tief gestaffelten Sätzen voran, die in ihren kurzen sententialen Wendungen verschiedene Aspekte in stetem Wechsel anzusprechen erlauben. In diesem Kontext dient weniger die Satzkomplexität, aber der Wechsel der Satzlänge deutlich zur Verlangsamung oder Beschleunigung der Erzählung. Gleich der Anfang des Textes gibt dafür ein gutes Beispiel. Gauß soll nach Berlin zum Naturforscherkongress reisen – unsere beiden Helden werden dort zusammentreffen.

(61) Im September 1828 verließ der größte Mathematiker des Landes zum erstenmal seit Jahren seine Heimatstadt, um am Naturforscherkongress in Berlin teilzunehmen. Selbstverständlich wollte er nicht dorthin. Monatelang hatte er sich geweigert, aber Alexander von Humboldt war hartnäckig geblieben, bis er in einem schwachen Moment und in der Hoffnung, der Tag käme nie, zugesagt hatte. Nun also versteckte sich Professor Gauß im Bett. (Kehlmann 2005, S. 7)

Auffällig sind hier schon die unterschiedlichen Satzlengthen. Es beginnt mit einem Satzgefüge mit einer eingebetteten Finalkonstruktion, das insgesamt 21 Wörter umfasst, die Infinitivkonstruktion umfasst sechs Wörter. Gefolgt wird dieses Gefüge von einem auch in seiner Kürze auffälligen Satz aus lediglich fünf Wörtern. Der erste Absatz endet mit einer Konstruktion von 28 Wörtern Länge, die eine Mischung aus Satzreihung und Satzgefüge darstellt, wobei der eingebettete Satz wiederum durch eine Nominalphrase gekennzeichnet ist, die zwei koordinierte Köpfe und einen erweiternden Relativsatz kennt. Der nächste Absatz beginnt mit einem normallangen einfachen Satz von acht

Wörtern, der ebenso gut den ersten Absatz gedanklich abschließt wie die praktische Handlung eröffnet.

Der erste Satz beginnt im gelassenen Duktus einer traditionellen Erzählung: das spiegelt auch die recht hohe Satzlänge wieder. Und nicht nur sie. Zeit, Ort und die handelnde Hauptperson werden standardmäßig eingeführt. Auch der Tatbestand, dass diese uns durch eine definierte Beschreibung („der größte Mathematiker des Landes“) vorgestellt wird^{XX}, ist bei einem literarischen Text nicht ungewöhnlich. Überraschend ist schon eher, dass seine eigentliche persönliche Identität so lange hintangehalten wird, während andererseits der andere Hauptakteur, Alexander von Humboldt sofort mit seinem Namen, und eigentlich textuell unvermittelt, eingeführt wird, an einer Stelle im Textverlauf, zu der wir auf der anderen Seite noch gar nicht wissen, dass es sich um Gauß handelt. Überraschend ist das auch, weil so der zweite Satz und in Sonderheit die Bewertung in dem Satzadverb *selbstverständlich* nichts aufrufen kann, was sie inhaltlich zu füllen erlauben würde^{XXI}. Ein kurz angebundener Satz: nicht nur er selbst ist auffällig kurz, auch seine Wörter sind es – bis auf das erwähnte Adverb. Der nächste Satz hat eine Länge und einen Windungsreichtum, der genau dem Tatbestand, den er wiedergibt, entspricht^{XXII}. Er endet in einer Weise, die einem verständlich vorkommt, die man aber auch im eige-

^{XX} Die in diesen Kontexten üblichen Muster beschreibt Sandig (2006, 216ff.).

^{XXI} Für diesen zweiten Testsatz kann zweifellos noch gelten „Konnexion gleich am Textbeginn ist ein stilistisches Mittel, Neugier zu erwecken“ (Sandig 2006, S. 365).

^{XXII} Bis hin zu der leicht zeugmatischen Verbindung von *schwachem Moment* und *Hoffnung*.

nen Leben als nicht realistisch erfahren hat. Und so erscheint es uns überraschend, und etwas kindisch, wenn Gauß – und noch dazu Professor Gauß – sich aus diesem Anlass im Bett versteckt.

Was man hier unter anderem sieht, ist, dass eine der stilistischen Stärken des Romans eine apophthegmatische Zuspitzung ist, die den Leser immer einmal wieder überrascht. Um nur ein weiteres Beispiel mit zeugmatischer Zuspitzung zu zitieren:

(62) Nach einem halben Jahr in Neuandalusien hatte Humboldt alles untersucht, was nicht Füße und Angst genug hatte, ihm davonzulaufen. (Kehlmann 2005, S. 69)

Dergleichen ließe sich an verschiedenen Stellen zeigen, dass der Roman insgesamt durch eher kurze sententiale Einheiten geprägt erscheint, hat aber nicht zuletzt seinen Grund darin, dass er viel Raum für Dialoge hat, für Gespräche mit absehbaren Anteilen für die Beteiligten. Wie die Personen, die da sprechen und auftreten, charakterisiert werden, gibt dem Roman sein kennzeichnendes Gepräge: denn die Figuren werden in wiedererkennbaren Rollen ausgemalt.

2.2.3 Personensprache

2.2.3.1 Direktheit: Gauß

Ganz klar ist hier die Rolle von Gauß positioniert: selbst wenn er in referierter Rede auftaucht, wird er als einigermaßen direkt und vor allem in den Näheverhältnissen – ausser mit seiner ersten Frau – eigent-

lich als grob dargestellt^{xxiii}. Der unter (61) zitierte Anfang des Buches geht fast unmittelbar folgendermaßen weiter:

(63)[...] und versuchte seine Frau zum Verschwinden zu bringen, indem er die Augen schloss. Als er sie wieder öffnete und Minna noch immer da war, nannte er sie lästig, beschränkt und das Unglück seiner späten Jahre.

(Kehlmann 2005, S. 7)

Man kann sich das leicht in direkte Rede übersetzen, und findet sich damit mehr und mehr in gängigen und alltäglichen Redensarten wieder. Dieser Typus ist die prototypische Sprechweise für Gauß, was sich auch an zwei relativ beliebigen weiteren Beispielen zeigt. In (65) passt die beschriebene Handlung – das für Unsinn gehaltene Buch des Autors Friedrich Ludwig Jahn wird aus dem Fenster der Kutsche geworfen – als eine Art multimodaler Ergänzung zu der Art des Sprechens.

(64)Raus mit der Sprache, sagte Gauß. (Kehlmann 2005, S. 8)

(65)Der Kerl sei von Sinnen, sagte Gauß, öffnete das Fenster und warf das Buch hinaus. (Kehlmann 2005, S. 9)

Auch Gauß kennt andere Stile^{xxiv}, aber in der Figurenkonstellation des Romans ist es die angedeutete Stilebene, die ihn charakterisiert. Mit Alexander von Humboldt trifft er sich in manchen Stilzügen, die von der Praxisferne des Wissenschaftlers zeugen.

^{xxiii} Ob das mit „unterneutralem Stil“ (Sandig 2006, S. 291 und 300ff.) hinreichend beschrieben ist, mag dahingestellt sein; dass hier die Mischung der Stilebenen stilistische genutzt wird, ist offenkundig. Auch hier funktioniert das Gauß-Muster nur auf der neutralen Folie (vgl. Sandig 2006, S. 304).

^{xxiv} Z.B. den kühl logisch unbeirrten (vgl. Kehlmann 2005, S. 60-61), den rasonierend nachdenklichen (Kehlmann 2005, S. 260f.), aber immer wieder bricht sich die im Text angedeutete Hauptlinie Bahn.

2.2.3.2 Klassik und Alltag: Alexander von Humboldt

Andererseits ist Alexander von Humboldt durch eine größere Stilbreite gekennzeichnet: wenn er ironisiert wird, dann in Richtung „überneutraler Stilebenen“, wie zum Beispiel an der folgenden Stelle, deren Beginn wir schon oben besprochen haben:

(66)[deutscher Humor] Dieser traurige Mann habe gar nichts erforscht, sagte Humboldt. Ebenso wenig erforsche ein Vogel die Luft oder ein Fisch das Wasser. Oder ein Deutscher den Humor, sagte Bonpland. Humboldt sah ihn mit gerunzelten Brauen an. Nur ein Witz, sage Bonplan. Aber ein ungerechter. Ein Preuße könne sehr wohl lachen. In Preußen werde viel gelacht. Man solle nur an die Romane von Wieland denken oder die vortrefflichen Komödien von Gryphius. Auch Herder wisse einen guten Scherz wohl zu setzen. (Kehlmann 2005, S. 111)

Der in der Antwort gewählte Stil Alexander von Humboldt entspricht nicht seinem normalen Sprachduktus in diesem Buch, vielmehr wird hier praktisch Bonplands ironische Replik in typisiertem Stil belegt. So wirkt zum Beispiel die auf der Informationsebene als bestätigende Verstärkung gedachte Verwendung der Partikel *sehr wohl* auf der Beziehungsebene eher relativierend^{xxv}. Dasselbe gilt für die Verwendung der positiv preisenden Adjektivattribute *vortrefflich* und *gut* in *guter Scherz*. Selbst im Hinblick auf unsere Erwartungen bezüglich des erwartbaren historischen Stils wirkt die Antwort stilistisch unangemessen. Dieser Eindruck wird zumindest noch verstärkt dadurch, dass die Beispiele, die gewählt werden, auf den deutschen Humor ein

^{xxv} Vgl. dazu schon Watzlawick (1989, S. 83-84).

sehr ambivalentes Licht werfen^{XXVI}. Der hier gewählte Stil wirkt selbst dann ironisch abgesetzt, wenn man die Stellen vergleicht, in denen ansonsten der ‚offizielle‘ Stil Alexander von Humboldts auftaucht^{XXVII}. Auf die Äußerung klassischer Prosa scheint zumindest der um seinen Ruhm bemühte Humboldt zu achten – und er lässt mit-schreiben, was er spricht.

(67) Dabei habe er niemanden – Humboldt warf dem Sekretär einen Blick zu, der schlug sofort den Schreibblock auf, - dabei habe er niemanden aushorchen wollen außer der Natur, habe keine anderen Geheimnisse gesucht als die so offen liegenden Wahrheiten der Schöpfung.

Offen liegenden Wahrheiten der Schöpfung, wiederholte der Sekretär mit gespitzten Lippen.

Die *so* offen liegenden! (Kehlmann 2005, S. 217-218)

2.2.3.3 Klassische Vorbildlichkeit: Wilhelm von Humboldt und etwas Goethe

Was Goethe angeht, so ist das, was er wirklich spricht, als Wilhelm von Humboldt mit ihm zusammentrifft, nicht wirklich auffällig, eine Abart gebildeten Alltagsstils^{XXVIII}. Allerdings haben wir oben unter (9) schon die Stelle zitiert, die nicht nur die Humboldt-Handlung in ihrem Weg bestimmt, sondern auch – wie der abschließende Vier-Wörter-Satz konstatiert – Goethes Stil als klassisch, aber unverständlich charakterisiert. Es ist dies ein Text, der aus einer Reihe von klas-

^{XXVI} Zu den Schwierigkeiten, sich zu historischen Stilen zu verhalten vgl. Sandig (2006, S. 132).

^{XXVII} Vgl. oben (35); auch die Apostrophierung des „Stücks perfekter Prosa“ in (16).

^{XXVIII} Vgl. Kehlmann (2005, S. 36-37).

sischen Kernabstrakta besteht^{XXIX}, durch nicht ganz leicht interpretierbare verbale Bestandteile verbunden.

Nach diesem klassischen Maße sind auch die Äußerungen, die wir von Wilhelm von Humboldt zu hören bekommen, *geziemen* und *ihresgleichen haben* sind zweifellos Wörter eines überneutralen Stils^{XXX}:

(68)Freunde hatte er keine und als sein Bruder ihn zu seiner Hochzeit einlud – er habe eine Frau gefunden, wie sie ihm gezieme, eine, die nicht ihresgleichen habe auf der Welt -, antwortete er höflich, daß er nicht kommen könne, ihm fehle Zeit. (Kehlmann 2005, S. 30)

Der rituelle Charakter dieser Sprachform zeigt sich auch an der an mehreren Stellen benutzten Abschiedsformel:

(69)Gewiß, sagte der ältere Bruder. In dieser oder der andern Welt. Im Fleische oder im Licht. (Kehlmann 2005, S. 41)

3 Erzählhaltungen: Indirekt, Ambivalent, Direkt

Wir haben bisher, da wir in unserer Argumentation von den größeren Planungseinheiten zu den kleineren vorgegangen sind, darauf verzichtet, das Merkmal zu erwähnen, das vielleicht die augenfälligste Besonderheit des ganzen Buches darstellt, nämlich die Verwendung der Modi, konkret des Indikativs, des Konjunktivs und bestimmter nicht so eindeutig zuordenbarer Formen. Natürlich ist die auffälligste Erscheinung, vielleicht die augenfälligste Auffälligkeit des ganzen Buches überhaupt, dass die direkten Reden durchgängig im Konjunktiv

^{XXIX} Die z.B. nach Ausweis des Paulschen Wörterbuchs durchaus Goethesche Besonderheiten zeigen, z.B. Geist, Genuß, Sinn. Vielfalt in diesem Sinn scheint eher ein Modernismus zu sein.

^{XXX} Wilhelm von Humboldt ist insgesamt mehr oder minder in diesem sprachlichen Stil gehalten (vgl. z.B. Kehlmann 2005, S. 33 und 38).

der indirekten Rede wiedergegeben werden^{xxxI}. Man kann das gut an den bisher bereits zitierten Textstellen sehen. Dabei erscheint es als noch stilistisch markierter, wenn feste Wendungen und Phraseologismen, deren Funktion in der Interaktion deutlich von ihrem wörtlichen Verständnis differiert, auf diese Art und Weise in ihrem Wortlaut wiedergegeben werden. Das gilt etwa für die konventionalisierte Äußerung von Ungeduld in (70), die in der zitierten Frageformulierung ihre feste Form gefunden hat, und daher, wie in dem Zitat geschehen, eigentlich zu Unrecht als Frageakt (*fragte*) eingeführt wird. Dieses, wenn man so will, doppelte Wörtlichnehmen, ist zweifellos ein starkes stilistisches Signal.

(70)Bonpland fragte, ob das heute noch etwas werde. (Kehlmann 2005, S. 177)

Das findet sich häufiger, und wird mit passenden anderen stilistischen Techniken kombiniert. Der Pfarrer, bei dem Gauß zu Beginn seiner Gymnasialzeit einquartiert ist, mahnt ihn, auf seine Intelligenz nicht stolz zu sein, Gauß repliziert:

(71)Er meine es rein theologisch, sage Gauß. Gott habe einen geschaffen, wie man sein, dann aber solle man sich ständig bei ihm dafür entschuldigen. Logisch sei das nicht.

Der Pastor äußerte die Vermutung, daß etwas mit seinen Ohren nicht stimme. (Kehlmann 2005, S. 61)

Die Reaktion des Pastors wiederum zeigt das im Kontext von (70) schon erläuterte Muster. Eine einigermaßen feste metaphorische Wendung wird zitiert, die konventionell in Form einer vermutenden Frage

^{xxxI} Zur Wirkung solcher dauernd enttäuschter Normalerwartung an eine Textart vgl. Gauger 1995, S. 13.

ein ungläubiges Staunen signalisiert^{XXXII}. Auch hier wird zudem mit der Einführung des Zitats (*Vermutung*) der „wörtliche“ Sprechakt angekündigt, was zum gewollten Erwartungsbruch bei dem des Deutschen mächtigen Leser führt^{XXXIII} – und der führt in solchen Fällen häufig zum Lachen^{XXXIV}.

Dieses Spiel mit mehr oder minder festen Routineformeln gibt dem Auto an einer ganzen Reihe von Stellen zudem die Chance, die Modalität des Zitierens eine Weile im Unklaren zu lassen^{XXXV}. Daher beginnen nicht wenige Turns mit verblosen kommunikativen Minimal-einheiten^{XXXVI}, die man eigentlich unbeeinflusst als direkte Redewiedergabe lesen würde, hole einen nicht der weitere Verlauf mit seinen Konjunktiven immer wieder ein. Ein Beispiel von vielen mag genügen:

(72) Zum Teufel, rief Humboldt, jetzt werde es ihm aber zu blöd.

(Kehlmann 2005, S. 73)

Bis zu dem *jetzt* des letzten Teils hin scheinen wir in der Welt einer emotionalisierten direkten Redewiedergabe zu sein, und auch hier wird ab dann das Zitat einer festen Form durch die konjunktivische

^{XXXII} Es irritiert uns wohl der Umgang mit den als pragmatisch einheitlich verstandenen festen Fügungen, eine unsere Erwartungen irritierende Kontextualisierung; s. Feilke (2004, S. 48ff.).

^{XXXIII} „Die Referatanzeigen kann neben der Beschreibung der Illokution auch eine Interpretation der Wirkung oder des interaktiven Status der Originaläußerung [...], ihres Ortes im Originaldiskurs [...], ihrer Realisierungsmodalität [...] usw. enthalten“ (Zifonun et al. 1997, S. 1756).

^{XXXIV} Zu den zugrundeliegenden Handlungsmustern s. Zifonun et al. 1997, S. 121-122.

^{XXXV} Also mit der Erwartung spielend, die Zifonun et al. (1997, S. 1759) so beschrieben werden, dass weder zur Lenkung von Gesprächspartnern genutzte noch formelhafte Originaläußerungen indirekt wiedergegeben werden könnten.

^{XXXVI} S. dazu Zifonun et al. 1997, S. 85ff.

Fassung in der beschriebenen Weise gebrochen. Scheint hier die Rückkehr aus einem unmittelbaren emotionalen Ausbruch in die zurückhaltende Gebrochenheit des Erzählten ikonisch nachvollzogen, so gibt es – selten – auch andere Muster. So kommt in dem folgenden Ausschnitt Humboldt aus dem erzählenden Bericht über Foster und Cook bei der zwischen Indirektheit und Direktheit schwankenden Aussage der persönlich verwirrten Betroffenheit (*gekocht und gegessen*^{xxxvii}) an – und auch der redeausleitende Halbsatz: *wiederholte er* hilft uns formal nicht weiter:

(73) Vor kurzem habe er Nachricht bekommen, daß sein Kapitän, der große und dunkle Cook, auf Hawaii gekocht und gegessen worden sei. Er rieb sich die Stirn und betrachtete die Schnallen seiner Schuhe. Gekocht und gegessen, wiederholte er. (Kehlmann 2005, S. 28)

Unser Text kann aber auch anders, wenn ihm die Sachen wichtig sind, läßt er Wilhelm von Humboldt sogar im Indikativ reden. Und das tut er an der Stelle, wo von Humboldt in einer Akademierede von den Dingen dieses Romans, von Jugend und Alter, Leben und Tod, Ruhm und Nachruhm, spricht. Die Stelle lautet:

(74) Was, meine Damen und Herren, ist der Tod? Im Grunde nicht erst das Verlöschen und die Sekunden des Übergangs, sondern schon das lange Nachlassen davor, jene sich über Jahre dehnende Erschlaffung; die Zeit, in der ein Mensch noch da ist und zugleich nicht mehr und in der er, ist auch seine Größe lange dahin, noch vorgeben kann, es gäbe ihn. So umsichtig, meine Damen und Herren, hat die Natur unser Sterben eingerichtet. (Kehlmann 2005, S. 263)

^{xxxvii} Übrigens: beschrieben mit den Normalverben der gesitteten Nahrungszubereitung und -aufnahme.

Ein ernsthafter Absatz in ernsthafter Sprache^{xxxviii}. Eine lang ausgeführte^{xxxix} Antwort auf die Anfangsfrage in einer Nominalphrase, die in guter rhetorischer Tradition ihren Gehalt in einem Dreischritt wachsender Glieder^{xl} ausführt, wobei die mit *die Zeit* beginnende Explikation in einem lang gespannten Relativsatz ausgeführt wird, die mit einem in alltägliche Wörter gefassten Paradoxon beginnt um dann, im Pathos des gehobenen Stils (*ist ... dahin*) noch einmal retardierend, zu einem sehr kurz gefassten Irrealis zu führen. Kurz und rituell sind Vor- und Nachsatz dieses Kapitels gefasst, wie Verse^{xli}, in eine männliche und weibliche Coda entsprechend auslaufend.

4 Schluss

So vielfältig ist dieser Text: und so erlaubt er offenbar verschiedenen Arten von Lesern, ihr jeweils anregendes Textexemplar zu finden.

In diesem Beitrag haben wir versucht, den Strategien dieses Textes auf verschiedenen Ebenen nachzugehen, von großräumigen Strukturierungsprinzipien ausgehend und bis zur grammatischen Einzelheit der Moduswahl führend.

Es ist, das zeigt sich an den Ausführungen im ersten Kapitel dieses Beitrags, der entgegen der von der „historischen“ Themenwahl zunächst vielleicht provozierten Erwartung, von Anfang an und über den ganzen Text hin deutlich macht, dass hier von einem Autor zu Beginn

^{xxxviii} „origo-unmittelbar“ (Zifonun et al. 1997, S. 1787).

^{xxxix} Über fünfzig Wörter.

^{xl} (1) Im Grunde nicht erst, (2) sondern schon, (3) die Zeit.

^{xli} Was, meine damen und herren ist der tod: ‘--’--’--’--’; hat die natur unser sterben eingerichtet: ‘--’--’--’--’.

des 21. Jahrhunderts Geschichten erzählt werden, die sich auf Geschichten beziehen, die uns aus der Geschichte berichtet werden. Nicht umsonst, darauf sie hier noch einmal hingewiesen, ist das Textleben zumindest der Humboldtschen Erlebnisse eben so bedeutsam wie ihr reales Geschehen. Dazu gehört dann auch, dass auch intertextuelle Bezüge nicht nur vorkommen, sondern eine gut ausgestellte Rolle spielen. Auch innerhalb des Textes werden Verflechtungen hergestellt, die mehr an Aufgaben zu tragen haben als die Sicherung von Kohärenz – sie werden, je länger der Text fortschreitet, mit eigener Bedeutung versehen. Eigentlich und natürlich passen auch die im zweiten Punkt unserer Ausführung zu der Intention, eine eigene in ihrem Geltungsgrad changierende Textbedeutung zu erzeugen. Dazu dient das Spielen mit stereotyp gefärbten Rollenspielen ebenso, wie die im großen und ganzen nicht auf individuelle Psychologisierung zielende Charakteristik der Figuren. Das auf den ersten Blick ins Auge fallende Stilmittel einer durchgehenden Verwendung eines referierenden Konjunktivs für die häufigen Dialogpartien wird im dritten Kapitel behandelt, es ist nicht nur – wie es auf den ersten Blick scheinen könnte – eine stilistische Masche. Es ist sicherlich die vielfältige stilistische Merkmalhaftigkeit, die sich über die Normalebene einer unpräzisen, modernen Prosa legt, die für viele Leser Anreize zur vergnüglichen Lektüre bietet.

Das an einer Reihe von Erscheinungen nachzuweisen, war das Ziel dieses Beitrags^{XLII}.

Prof. Dr. Ludwig M. Eichinger

Leiter des IDS (Institut für Deutsche Sprache)-Mannheim

eichinger@ids-mannheim.de

5 Literatur

5.1 Texte

Galvani, Luigi (1791), *De viribus electricitatis in motu musculari commentarius*. In: http://cis.alma.unibo.it/galvani/lat_ita.html)

Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus (1819), *Die Bergwerke von Falun*. In: E.T.A.H. *Die Serapionsbrüder*. I. Bd. In: *Sämtliche Werke*. Hg. v. Wulf Segebrecht unter Mitarbeit von Ursula Segebrecht, Bd. 4, Frankfurt am Main 2001. In:

<http://gutenberg.spiegel.de/etahoff/falun/falun002.htm>

Von Humboldt, Alexander (1849), *Ansichten der Natur*. 3. vermehrte und verbesserte Ausgabe. Stuttgart und Tübingen: Cotta. [Nachdruck Frankfurt am Main: Eichborn 2004];

Von Humboldt, Alexander (1822), *Aus meinem Leben. Autobiographische Bekenntnisse*. Zusammengestellt und erläutert von K.-R. Biermann, 2. Auflage, München: Beck 1989;

^{XLII} Natürlich könnte man auf ähnliche Weise auch nachweisen, dass nicht immer alles so gut gelingt, wie es sich der Autor sicher gewünscht hat. Das war nicht das Ziel.

- Von Humboldt, Alexander (1926), *Durch das tropische Südamerika*. [Auswahl]. Leipzig: Voigtländer;
- Von Humboldt, Alexander (1826), *Viage à las regiones equinociales des nuevo continente hecho en 1799 hasta 1804 por A. de Humboldt y A. Bonpland redactado par Alejandro de Humboldt* [...]. Paris: Casa de Rosa;
- Kehlmann, Daniel (2005), *Die Vermessung der Welt*, Reinbek: Rowohlt;
- Klopstock, Friedrich Gottlieb (1771), *Oden*. Hamburg: Bode;
- La Mettrie, Julien Jean Offray de (1748), *L'homme machine*. Leyde: Luzac.

5.2 Wissenschaftliche Literatur

- Barz, Irmhild et al. (Hg.) (2003), *Sprachstil – Zugänge und Anwendungen*. Heidelberg: Winter;
- Feilke, Helmut (2004), *Kontext- Zeichen – Kompetenz. Wortverbindungen unter sprachtheoretischem Aspekt*. In: Steyer, Katrin (Hg.). *Wortverbindungen - mehr oder weniger fest* (= Institut für Deutsche Sprache Jahrbuch 2003). Berlin/ New York: de Gruyter, S. 41-64;
- Gauger, Hans-Martin (1995), *Was ist eigentlich Stil?* In: Stickel, Gerhard (Hg.). *Stilfragen* (= Institut für Deutsche Sprache Jahrbuch 1994). Berlin: de Gruyter, S. 7-26;

- Henne, Helmut / Kämper, Heidrun / Objartel, Georg (2002), *Hermann Paul. Deutsches Wörterbuch. Bedeutungsgeschichte und Aufbau unseres Wortschatzes*. 10. Auflage. Tübingen: Niemeyer;
- Klein, Josef / Fix, Ulla (Hg.) (1997), *Textbeziehungen. Linguistische und literaturwissenschaftliche Beiträge zur Intertextualität*. Tübingen: Stauffenburg 1997;
- Lepenies, Wolf (2004), *Es lebe die instrumentelle Vernunft! Eine Lobrede auf den grossen Naturforscher und Fortschrittsgeist Alexander von Humboldt*.
In: <http://www.humboldt-portal.de/sro.php?redid=13419>
- Linke, Angelika / Nussbaumer, Markus (1997), *Intertextualität. Linguistische Bemerkungen zu einem literaturwissenschaftlichen Textkonzept*. In: Antos, Gerd / Tietz, Heike (Hg.). *Die Zukunft der Textlinguistik*. Tübingen: Niemeyer, S. 109-129;
- Sandig, Barbara (2006), *Textstilistik des Deutschen*. 2. Auflage. Berlin / New York: de Gruyter;
- Schmidt, Hartmut (1998), *Traditionen des Formulierens: Apposition, Triade, Alliteration, Variation*. In: Kämper, Heidrun / Schmidt, Hartmut (Hg.). *Das 20. Jahrhundert. Sprachgeschichte – Zeitgeschichte* (= Institut für deutsche Sprache Jahrbuch 1997). Berlin / New York: de Gruyter, S. 86-117;
- Watzlawick, Paul (1989), *Anleitung zum Unglücklichsein*. München: Beck;

Zifonun, Gisela / Hoffmann, Ludger / Strecker, Bruno u. a. (1997),
Grammatik der deutschen Sprache (= SIDS 7.1-3). Berlin / New
York: de Gruyter.